

In diesen Tagen

begehen evangelische Christen den **Totensonntag**. Das ist ein Tag, an welchem Ärger, Sorgen, auch politische Empörungszustände, wie ich sie bei diesen Einträgen immer wieder äußere, zurücktreten vor der Frage **Wer oder was und wozu sind wir Menschen?**

Das folgende Gedicht gibt den Eindruck wieder, als ich am Abend ihres Todestages die Leiche meiner Schwester in einem Abschiedsraum des Sankt Franziskus Hospitals Münster anschaute. So haben seit undenklichen Zeiten unzählig viele Menschen ratlos vor dem, was da lag, gestanden: Ein Mensch lebte – und plötzlich nicht mehr.

Ich wusste kaum vom Tod, bis ich ihn sah
im kahlen Raum am Ende eines Ganges:
Erkaltet, wortlos als ein fernes Banges,
lag er im Bilde meiner Schwester da.

Kaum die Gestalt noch, ehe er geschah.
Die Stille des beendeten Gesanges.
Erwartung eines dunklen Widerklanges.
Unendlich ferne, doch unwirklich nah.

Ihr streng, fast hart gewordenes Gesicht
war schon mit Puder etwas nachgeschönt.
Doch was sie nun noch ist und aus ihr spricht,

vom unhörbarem Wallen übertönt,
das uranfänglich all das All erfüllt -
und quillt und quillt.

Auf die alte Frage nach dem Wesen von Wahrheit antworten moderne Wahrheitstheorien letztlich: Wahr ist, was allen Menschen als wahr gilt. Kein Gedanke ist seit Urzeiten so unverbrüchlich in der menschlichen Vorstellung verankert wie der, dass es jenseits des Grabes noch etwas Anderes gibt. Dieses Andere ist mit dem stetig Quellenden der letzten beiden Zeilen des Gedichtes gemeint. Religionen mögen das weiter ausformen. Dieses Andere ist vielleicht der Sinn des Lebens, und der Tod wäre dann dessen Bedingung. Wer oder was und wozu wir Menschen aber sind – diese Frage bleibt offen. Da sehe jeder selber zu.

M. A.

16.11.21